



Das verhängnißvolle Zusammentreffen.

Novelle.

(Nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

„Der König Karl II. stirbt?“ fragte Mansfeld und eilte fort, ohne auf die Gräfin zu achten, die ihm langsam folgte.

Mansfeld war indessen in den Palast geeilt. Dort sah er auf allen Gesichtern die tiefste Bestürzung; denn es war nur zu wahr: Karl der Zweite von Spanien näherte sich seinem Ende. Der Kranke war, nachdem er die letzte Dehlung empfangen hatte, in einen tiefen Schlummer versunken, der nach dem einstimmigen Urtheile der königlichen Aerzte der gewisse Vorbote des baldigen Todes, wenn nicht der Tod selbst war. So schwankend auch immer der Gesundheitszustand des Monarchen gewesen war, so hatte doch Niemand ein so schnelles und trauriges Ende seiner Leiden vermuthet; daher kam es auch, daß die mit ihm durch die heiligsten Bande verbundenen Personen fern vom Palaste waren. Die Königin Mutter war seit mehreren Tagen nach Toledo verreist und ihre Schwiegertochter, Louise von Orleans, befand sich zu der Zeit im Excurial, wohin sie sich seit kurzem zurückgezogen hatte, um sich zu der nahen Fastenzeit vorzubereiten. So stand der Palast Buen Retiro beinahe aller Gäste, die sonst seine dunklen Gänge belebten, beraubt, und zeigte schon im Voraus das Aussehen eines Sterbehauses. Kaum, daß man hier und da in den halberleuchteten Gängen die dunklen Schatten einiger schwarz gekleideter Kämmerer vorbeischieben sah. Die Hidalgo's mit ihrem finstern Antlitz schienen gleich Geistern der Unterwelt auf den Augenblick zu harren, der ihnen erlauben würde, die Seele des verbliebenen Königs mit Bindeschnelle in ihre Behausung zu tragen.

Mansfeld nahte sich beinahe zitternd dem königlichen Zimmer. Die Thür desselben stand offen; zwei mit Hellebarden bewaffnete Wachen standen auf der Schwelle. Der sterbende König lag auf seinem Lager ausgestreckt; an seiner Seite und unmittelbar an seinem Kopfkissen standen sein Beichtvater und sein Zwerg Picarreros, der heiße Thränen vergoß; ein wenig weiter davon stand einer der Aerzte, mit aufmerkamen Augen jede Spur der nahen Auflösung beobachtend, die in wenigen Augenblicken Spanien und den beiden Indien einen andern König

geben sollte. Hier und da knieten der Oberhofmeister, der Majordomus des Palastes und einige der angesehensten Würdenträger im Zimmer und murmelten mit leiser Stimme fromme Gebete für das Seelenheil ihres vercheidenden Monarchen.

Mansfeld sank tiefbewegt an der Schwelle des königlichen Zimmers auf die Knie und betete gleichfalls aus der Tiefe seines Herzens für den unglücklichen Monarchen. Plötzlich machte Karl II. auf seinem Lager eine heftige Bewegung. Da bekreuzigte sich der Arzt, der bis jetzt aufmerksam dagestanden und sprach, indem er den Arm des Beichtvaters leise berührte: „Ehrwürdiger Vater, segnet den König, unsern Herrn zum letzten Mal; er giebt soeben seinen Geist auf.“

Die beiden Hellebarbiere an der Schwelle knieten gleichfalls nieder und Mansfeld glaubte eine Dame eintreten zu sehen.

Wer konnte diese Frau sein? Ohne Zweifel Louise von Orleans. Mansfeld glaubte es wenigstens, doch wer beschreibt sein Ersauern, als er am Ende einer Gallerie, die er mit schnellen Schritten durchkreuzte, sie selbst bemerkte, die jetzt erst, allein und in aller Eile im Palaste angelangt war. Durch eine instinctartige Bewegung getrieben, stürzte er ihr entgegen und rief: „um Himmelswillen, gehen Sie nicht weiter!“

„Was ist denn das?“ sprach die Königin unruhig, „ein vom Oberhofmeister abgesandter Eilbote bittet mich, augenblicklich nach Madrid zu kommen, wo meine Gegenwart bringend nothwendig sei. Was geht hier vor, Herr von Mansfeld?“

Mansfeld sah die Königin bittend an und sie reichte ihm die Hand.

Zum zweiten Male war es so dem Grafen vergönnt, seine Lippen auf diese angebetete Hand zu drücken; die Versuchung war für ihn zu stark; er fiel knieend zu den Füßen der Königin und bedeckte die ihm so gütig dargebotene Hand mit glühenden Küssen. Da belebte sich plötzlich die einsame, stille Gallerie, die zu dieser Majestäts-Entweihung ihren Schatten gegeben hatte, wie durch Zauberei; lärmende Schritte und Stimmen ertönten von allen Seiten, wie mit Blitzesschnelle erschienen auf allen Seiten Haufen von Höflingen, Officieren und Hofbedienten. Es war kein Zweifel mehr: man hatte den Grafen von Mansfeld zu den Füßen der Königin gesehen, die, verwirrt und zitternd, die Augen mit Entsetzen niederschlug. Jeder Andere als Mansfeld hätte diesen Schrecken getheilt, doch

er erhob sich stolz, ohne den mindesten Anschein von Verlegenheit, bedeckte sein Haupt und rief mit tönender Stimme: „Lange lebe die Königin, die mich so eben zum Granden von Spanien ernannte!“

Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als ein Mann oder vielmehr ein aus dem Grabe entsprungenes Phantom, bleich, mit eingefallenen Wangen, bläulichen Lippen und sieberhaft glühenden Augen auf ihn zukam, ihm den fleischlosen Arm entgegenstreckte und ausrief: „Du bist Nichts! Weiche von hinnen! Fort! dieser Palast gehört mir, ich allein, ich, der König, bin hier Herr und ich will, daß Du sogleich von hier gehst, ich will, daß Du aus Spanien gehst, hörst Du?“

Bei diesen letzten Worten fiel der unglückliche Monarch kraftlos und erschöpft in die Arme des ihm stets folgenden Arztes.

Der König war, wie durch ein Wunder, der traurigen Krisis entgangen, die seine Lage bedroht hatte. Einen merkwürdigen und unerwarteten Hilfe hatte gerade in dem Augenblicke, wo man schon seinen letzten Seufzer erwartete, seine Lebensquellen wieder geöffnet. Es war wahrscheinlich nur ein Aufschub von einigen Tagen, vielleicht nur von einigen Stunden, doch so kurz auch dieser Aufschub war, mußte er nicht das Todesurtheil Louisens von Orleans sein?

Man kann sich leicht vorstellen, welche Nacht für den Grafen von Mansfeld auf die merkwürdige Auferstehung Karls II. folgte. Er saß noch am Morgen dieser merkwürdigen Nacht, am 11. Februar 1689, den schwermüthigen Gedanken überlassen, die seine Seele in ihrem Innersten zernagten, als sich der spanische Premierminister, der Graf von Dropesa, melden ließ.

„Herr Graf,“ sprach dieser, eintretend, „erlauben Sie mir, dem freudigen Gedanken Raum zu geben, daß die Worte, die gestern dem Könige in der Hitze des Fiebers entschlüpfen, auf Ew. Excellenz keinen unangenehmen Eindruck gemacht haben. Dank dem Himmel, der Spanien stets gnädig beschützte, ist Seine Majestät heute im Besitze ihrer vollkommenen Gesundheit und gerade diese Krisis, die Spanien mit dem härtesten Schlage bedrohte, hat die kostbaren Tage unseres allergerliebtesten Monarchen gerettet; doch würde uns das Gefühl einer Rückerinnerung Ihrer Excellenz an den gestrigen Vorfall grausam das Vergnügen verbittern, das dieser so glückliche Vorfall unsern Gemüthern verursachte. Seine Majestät zeigte sich diesen Morgen sehr betrübt, als sie erfuhr, wie weit sie ihre Krankheit führte und der König verlangt danach, Ihnen dieses Bedauern selbst zu erkennen zu geben.“

Mit welcher Ungeduld erwartete Mansfeld den Abend, der ihm noch ein Mal Gelegenheit gab, die Königin zu sehen! Endlich rückte die so sehnlich erwartete Nacht heran; er begab sich in den Palast und fand, zu seinem nicht geringen Erstaunen, den König vollkommen hergestellt. Man war bei seinem Anblicke versucht zu glauben, daß er einen neuen Contract mit

dem Leben abgeschlossen habe. So war wenigstens die Meinung seiner Aerzte und sie betrogen sich nicht; denn Karl II. lebte noch bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, das er, als blasses Meteor, mit seinen matten Strahlen erleuchtete.

Mansfeld mußte sich entfernen, ohne die Königin gesehen zu haben. Als er so, traurig über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen, durch die Vorzimmer schritt, schlüpfte ein Page in der Livree der Königin an ihm vorüber und betrachtete ihn mit starrem Blicke. Der Graf merkte Anfangs nicht darauf; doch als der Page mit ihm gleichen Schritt hielt und ihm wie sein Schatten folgte, fing er doch an, sich darüber zu beunruhigen. Am Ende einer Gallerie ergriff der junge Mann schnell den Zipfel seines Mantels und gab ein Zeichen, ihm zu folgen. Mansfeld erbehte und folgte dem Führer in einen dunkeln Corridor, an dessen Ende sich wie durch Zauberei eine Tapententhür öffnete. Nachdem diese Thür sich wieder geschlossen hatte, sah er sich plötzlich in einem großen, mit dunkeln Tapeten behängten Saale, in dem eine einzige matt brennende Kerze ein unbestimmtes Halbdunkel verbreitete. Mansfeld konnte sich Anfangs eines unwillkürlichen Schauders nicht erwehren; doch gewann er bald die ihm eigene Fassung wieder und bemerkte jetzt erst in einer dunkeln Ecke des Saales eine Frau, die auf ihn zukam. Diese Frau war Louise von Orleans, Königin von Spanien!

„Großer Gott!“ rief Mansfeld aus, „großer Gott! Laß nur dies keinen Traum sein!“

„Herr Graf,“ begann die Königin, „ich läugne es nicht, daß der Schritt, zu dem ich jetzt meine Zuflucht nehme, vielleicht ein strafbarer sei; doch wird mir ihn Gott, der die Reinheit meiner Gesinnungen kennt, verzeihen. Sie müssen Madrid verlassen, Herr Graf, und das ist es, warum ich Sie selbst bitten wollte.“

„O! ich bitte Sie, Herr Graf, fliehen Sie Madrid, fliehen Sie Spanien! Es ist nicht des Königs halber, daß ich es von Ihnen verlange, es ist . . .“

„Sprechen Sie aus, Madame! . . .“

„Hören Sie mich, Herr von Mansfeld; wir werden uns vielleicht nie wiedersehen; ich will es Ihnen also sagen. Wohlan denn! Ich verlange es mei . . .“

In diesem entscheidenden Momente vernahm man ganz deutlich am Ende des Zimmers den unterdrückten Schrei eines menschlichen Wesens.

„Wir sind nicht allein hier!“ sprach Mansfeld entsetzt, die Hand an seinen Degen legend und betrachtete jetzt erst mit Aufmerksamkeit das Zimmer, worin er sich befand. Plötzlich schlug er sich an die Stirn, wie ein Mensch, der einen schon gesehenen Ort wieder erkennt und murmelte leise die Worte: „Mich dünkt es, als wäre ich hier schon gewesen . . . Doch das ist ja unmöglich! Und woher diese Aehnlichkeit? —“

Um sich endlich aus diesem grausamen Zweifel zu reißen, fragte er mit lauter Stimme: „Wo sind wir hier, Madame?“

„Im Palaste Buen Retiro,“ erwiderte die Königin erstaunt, „was ist Ihnen, Herr Graf?“

„Fürchten Sie hier keinen Verrath, Madame?“

„O nein, darüber bin ich ruhig. Dieser Theil des Palastes, wo wir uns befinden, ist sehr entlegen und bloß von einer einzigen Person bewohnt, auf deren Treue und Zuneigung ich sicher bauen kann. Zu dieser Person glaubte Sie der Page, der Ihnen hierher den Weg zeigte, zu geleiten. Uebrigens pflege ich sie gewöhnlich Abends zu besuchen und hier zu soupiren; der König ist davon unterrichtet. Doch wäre er es auch nicht, er würde mir jetzt meine Freundschaft für sie um so eher vergeben, da er bloß ihr seine jetzige Existenz verdankt. Sie hat außerordentliche Kenntnisse in den Naturwissenschaften, die in meinem Geburtslande sehr in der Mode sind, und so besitzt sie merkwürdige Mittel, die die hartnäckigsten Krankheiten heilen. Sie war es ja, die dem Könige gestern den Trank gab, der ihn wieder zum Leben rief.“

Mansfeld verschlang gierig jedes dieser Worte und fühlte zugleich, wie jedes derselben ihm einen Dolchstich versetzte.

„Und wer ist diese Person?“ flüsterte er mit beinahe unverständlicher Stimme.

„Es ist eine Italienerin.“

„Eine Italienerin!“ rief er; dann fügte er leise hinzu:

„Es ist also nicht die Gräfin; übrigens ist sie ja gestern abgereist; ich war ein Thor.“

Doch die Königin erwiderte: „Sie ist eigentlich mehr Französin, als Italienerin; denn sie war kaum zehn Jahre alt, als sie nach Frankreich kam. Es ist . . .“

Louise von Orleans sprach noch, als sich in einer Ecke des Saales eine Tapetenthür öffnete und der Gräfin von Soissons Raum gab. Sie war leichenblau und der Unersehendste hätte vor dem Feuer ihrer schwarzen Augen zurückgebebt, die gleich leuchtenden Meteoren unheimlich in dem Zwielficht des halbbeleuchteten Zimmers erglänzten. Sie schritt mit einer Art Feierlichkeit auf die Königin zu. Mansfeld erbebt und wandte, gleich einem Verbrecher vor seinem Richter, den Kopf weg; die Gräfin sprach indessen mit anscheinender Ruhe: „Verzeihen Ew. Majestät, wenn ich auf so hastige Weise eintrete, doch der König verlangt nach Ihnen.“

„Gott sei gelobt!“ lispelte Louise von Orleans, „mein Geheimniß ist mir geblieben.“

Und sich zu dem Grafen wendend, dessen Verwirrung ihr nicht entgangen war, fragte sie ihn: „Was ist Ihnen, Herr von Mansfeld? Kennen Sie Frau von Soissons?“

Der bestürzte Graf warf einen stummen, jedoch bittenden Blick auf die Gräfin; diese erwiderte in nachlässigem Tone: „ich hatte mehrere Male das Vergnügen, Herrn von Mansfeld in Paris und Madrid zu bemerken; doch glaubte ich nicht, von ihm gekannt zu sein.“

„Adieu, Graf,“ sprach die Königin, sich Mansfeld nähernd und ihm ihre Hand reichend; „werden Sie thun, was ich von Ihnen verlangte?“

„Ich werde es,“ erwiderte der Graf traurig, indem er zum letzten Male seine Lippen auf die bebende Hand drückte, auf die er eine Thräne fallen ließ.

„Herr von Mansfeld,“ sprach die Königin mit tiefbewegter Stimme, „ich danke Ihnen . . . ich wünschte Sie belohnen zu können, doch . . . es giebt einen Gott im Himmel . . . Vielleicht werden wir uns dort wiedersehen . . .“

Hier versagte ihr die Stimme; und war es Zufall oder Absicht, es entfiel ihr einer der gestickten Handschuhe, die sie in den Händen gehalten hatte; eine kostbare Reliquie für Mansfeld, der ihn schnell vom Boden aufhob und an seinem Herzen verbarg. So schnell auch diese Bewegung gewesen war, als er die Augen aufschlug, war die Königin bereits verschwunden; doch befand er sich in dem großen Saale nicht allein und auf dem Plage der Königin stand nun die Gräfin von Soissons. Mansfeld stürzte sich zu ihren Füßen.

„Nun,“ sprach er im bittenden Tone, „nun wissen Sie Alles, aber Sie werden großmüthig sein; nicht wahr, Sie werden? Ich habe mir Viel gegen Sie zu Schulden kommen lassen; ich habe Sie betrogen, beschimpft, verlassen, Sie, die Sie mir zwei Mal das Leben retteten; ich verdiene Ihre Vorwürfe, Ihren Haß; ergießen Sie ihn über mich, ich will mich nicht einmal beklagen; doch sehen Sie mich hier zu Ihren Füßen, bereuend und um Gnade flehend, nicht für mich, für sie, die Unschuldige, für sie, die Sie nicht für ein Verbrechen strafen können, das ich begangen habe, für sie, die Sie niemals beleidigte . . .“

„Vollenden Sie, Herr Graf, für sie, die von Ihnen geliebt wird und die Sie liebt.“

„Sie hat mir es nie gestanden,“ unterbrach sie der Graf hastig.

„Doch hat sie es Ihnen bewiesen.“

„Wohlan, ich will aufrichtig sein, ich will Ihnen Nichts verbergen. Ja, ich liebe sie mit der ganzen Kraft meiner Seele, diese Königin, ich gestehe es, obgleich diese Liebe eine Beleidigung für Sie ist; doch wurzelte die Liebe schon damals tief in meinem Herzen, als ich Sie, Gräfin, zum ersten Male sah; ich glaubte mich damals noch frei; denn, so wahr ein Gott lebt, ich dachte sie nie wieder zu sehen, sie, deren Namen ich nicht einmal wußte.“

„Das war so in den Sternen geschrieben, Herr Graf. Werden Sie auch jetzt noch dem Horoscop der Voisin Ihren Glauben versagen?“

„O! jetzt glaube ich daran; denn das Unglück macht abergläubisch und leichtgläubig, und das Unglück hat sich über mich gehäuft; doch sagen Sie mir, um Gotteswillen, ob Ihre verschobene Abreise, Ihre Gegenwart an diesem Orte nicht einen schrecklichen Racheplan verbirgt; wiederholen Sie mir jetzt, was Sie vor einigen Monaten beschworen: daß Ihr Gewissen rein

von jedem Verbrechen sei und daß Sie besser als Ihr Ruf wären. O Gräfin! Um dieser Liebe willen, die Sie einst für mich fühlten, und deren ich unwürdig wurde, seien Sie barmherzig und lassen Sie mich nicht zu Ihren Füßen der Angst eines schrecklichen Zweifels ausgesetzt, der mich bedrückt und tödtet!"

Die Gräfin blickte hohnlächelnd auf ihn herab und sprach, nachdem sie ihn eine Weile zu ihren Füßen hatte liegen lassen, mit kalter Ironie: „Stehen Sie doch auf, Herr Graf; ein Mansfeld auf den Knien! Vergessen Sie, daß Ihre berühmten Vorfahren, die Grafen von Mansfeld, sich vor Niemandem, selbst vor dem Tode nicht, beugten?"

Pfötzlich öffnete sich die Thür des Saales mit Geräusch und ein Page der Königin, derselbe, der ihn vor einer Stunde hierher geleitet hatte, trat verstört und athemlos ein.

„Frau Gräfin," stotterte er, „kommen Sie schnell; die Königin verlangt nach Ihnen. Ihre Majestät wurde so eben, als sie von Ihnen ging, von einer plötzlichen Ohnmacht befallen und empfindet nun, da sie zur Besinnung gekommen ist, unsägliche Schmerzen. Die Aerzte wissen sich diese augenblickliche Unpäßlichkeit nicht zu erklären, der König ist in Verzweiflung, kommen Sie schnell!"

Mansfeld hatte während der Rede des Pagen, das Gesicht der Gräfin genau beobachtet und sah sie im Laufe seiner Worte immer mehr erblassen. Da faßte er den Arm Olympias Mancini mit Riesenkraft, zog sie an das andere Ende des Saales und sprach mit dumpfer Stimme: „Hören Sie's? Die Königin hat heute mit Ihnen soupiert und ist jetzt krank! Frau Gräfin von Soissons, wollen Sie mir wohl dies Geheimniß erklären?"

„Mein Herr — in der That — ich weiß nicht..." stotterte die Gräfin verwirrt.

„Sie wissen es nicht!" entgegnete Mansfeld in einem schrecklichen Tone. „Wohlan denn, so will ich es Ihnen sagen."

Und sich zu ihrem Ohre neigend, flüsterte er deutlich, indem er jedes Wort betonte: „Sie haben die Königin vergiftet!"

„Herr Graf von Mansfeld," entgegnete Olympia Mancini ruhig, „es ist wahr, daß ich mit der Königin soupiert habe; doch eben so wahr ist es, daß ich mit der Königin einen Wein und einerlei Gerichte genossen habe; wäre die Königin vergiftet, ich müßte es auch sein. Fragen Sie diesen Pagen, der gegenwärtig war; er soll Ihnen sagen, ob ich lüge. Nun! betrachten Sie mich, entdecken Sie in meinen Zügen die Wirkung eines tödtlichen Giftes? Sehen Sie, ich bin ruhig... Ach! Sie wissen nicht, welche Qualen man empfindet, wenn man vergiftet ist. Sie sehen wohl die Unguläßigkeit Ihres

Verdacht's ein. Die Königin erwartet mich, lassen Sie mich zu ihr."

Bei diesen letzten Worten erbebt Mansfeld.

„Sie kommen nicht von hier fort!" rief er heftig, „so lange die Königin in Gefahr ist; Sie werden mir für sie stehen!"

„Vergessen Sie," erwiderte die Gräfin, „daß meine Kunst erst gestern den König rettete?"

„Ich muß Ihnen antworten, daß Sie unlängst sehr unklug waren und heute sehr vergeßlich sind; denn Gott und Ihnen, Gräfin von Soissons, sei Dank, noch trage ich jenes Gegengift bei mir, das Sie so gütig waren mir zu schenken. Ah! Sie erzittern! Erinnern Sie sich jetzt daran?"

Nach diesen Worten eilte er auf den Pagen zu. Dieser war stumm und zitternd an der Thürschwelle stehen geblieben und hatte bloß einige Bruchstücke dieses Gespräches vernommen; doch war auch das schon genug, um ihn zu entsetzen.

„Kind," sprach Mansfeld hastig, indem er ein Fläschchen aus seinem Busen zog und es dem Knaben in die Hand drückte, „die Gräfin von Soissons kann sich in dem Augenblicke nicht zur Königin begeben; gib also Ihre Majestät dies Fläschchen. Es enthält ein unfehlbares Mittel gegen das Uebel, das sie so eben überfiel. Sie soll es austrinken und sie wird sogleich geheilt sein."

Und als der Page noch zu zögern schien, fügte er hinzu: „Thue, was ich Dir sage; ich bitte Dich darum, thue es, wenn Du Deine Königin liebst, wenn Du sie nicht in einer Viertelstunde als Leiche sehen willst. Geh', lauf', verliere keine Minute; jede Sekunde ist kostbar. Kind, Gott geleite Dich; das Schicksal Spaniens liegt in Deinen schwachen Händen!"

Kaum hatte sich die Pforte hinter dem Pagen geschlossen, als die Gräfin einen Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung ausstieß und halb tot auf den Fußboden sank. Mansfeld näherte sich ihr; bei dem Anblicke ihrer blutunterlaufenen Augen und kreideweißen Lippen blieb ihm kein Zweifel mehr übrig; er wandte mit Abscheu das Gesicht ab. Auch sie war vergiftet. Lange hatte sie, mit einem beinahe übermenschlichen Muth, die Schmerzen in ihrem Busen erstickt; wie einst die Spartanischen Kinder war sie inmitten der gräßlichsten Qualen ruhig und gleichgültig geblieben, um ihr Geheimniß nicht zu verrathen; doch als sie nun auf ein Mal alle Hoffnungen zerrinnen sah, die sie in diesem schrecklichen Kampfe gegen das Gift aufrecht erhalten hatten, da fühlte sie zu gleicher Zeit ihre moralischen und physischen Kräfte schwinden, sie unterlag der vereinten Kraft des Giftes und der Gewissensbisse.

(Beschluß folgt.)